

Offen sein für die Menschen

Ein Interview mit Pfarrer Matthias Loesch

Von Dr. Heidi Fogel

Wir sind im Pfarrhaus bei Loesch's. Mit Matthias Loesch verabschiedet sich am Jahresende ein Pfarrer in den Ruhestand, der die Evangelisch-Reformierte Gemeinde Am Marktplatz über 37 Jahre lang geprägt und auch in der Stadt Neu-Isenburg vieles bewirkt hat. Gerade einmal 27 Jahre alt war er, als er am 1. April 1980 in Neu-Isenburg sein Amt antrat – zunächst als Pfarrvikar, nach zwei Jahren als von der Gemeinde gewählter Pfarrer.

H.F.: Wie hat es Sie ausgerechnet nach Neu-Isenburg verschlagen?

M.L.: Ich wollte im Rhein-Main-Gebiet bleiben, weil ich hier familiäre Bindungen habe. Von den offenen Pfarrstellen, die in Frage kamen, war die in Neu-Isenburg die einzige in einer reformierten Gemeinde. Ich habe reformierte Wurzeln, denn von Hause aus bin ich Kurpfälzer. In meiner Heimat haben die alten Familien das reformierte Erbe gepflegt. Außerdem haben mich im Studium verschiedene reformierte Theologen stark beeinflusst. Deshalb war sehr schnell klar, dass wir Neu-Isenburg ansteuern würden, zumal ich seit Kindertagen an den „Grünen Baum“ schöne Erinnerungen hatte.

H.F.: Erinnern Sie sich an besonders einprägsame Erlebnisse in Ihrer frühen Zeit als Pfarrer in der Gemeinde Am Marktplatz?

M.L.: Aus dem ersten Jahr erinnere ich mich besonders gern daran, dass ich den Kirchenvorstand und die Gemeinde davon überzeugen konnte, sich an der Friedenswoche zu beteiligen. Die Veranstaltung war damals als politisch verpönt, u. a. weil sich mein Vorgänger einseitig parteipolitisch engagiert hatte. Wir haben den Schwerpunkt der Vortragsreihe dann auf den biblischen Auftrag zum Frieden gesetzt. Sogar ein Kirchenvorsteher, der eine große „Nummer“ im Reservistenverband der Bundeswehr war, hat schließlich Veranstaltungsflyer in die Briefkästen geworfen. Ich war überglücklich, den Kirchenvorstand nach schwierigen Vorerfahrungen zur Unterstützung bewegt zu haben.

Im selben Jahr fasste ein Angehöriger der Gemeinde so starkes Vertrauen zu mir, dass er mir seine SS-Geschichte erzählt hat. Dabei war sicher meine Jugend hilfreich, aber auch, dass ich mit älteren Leuten groß geworden bin. Ich kenne diese Generation und ihr Denken, denn mein Vater war schon 48 Jahre alt, als ich 1952 geboren wurde. Ich habe ihre Verstrickung in den Nationalsozialismus nie gerechtfertigt gesehen, konnte aber immer begreifen, was

diese Generation geformt hatte, wie ihr im Kaiserreich geprägtes Weltbild im Ersten Weltkrieg, mit dem Versailler Vertrag und in der Weimarer Republik zerbrach.

H.F.: Bildung ist Ihnen ganz offensichtlich ein Anliegen. Sie haben viel Bildungsarbeit in der Gemeinde und der Stadt geleistet – wie zuletzt mit Ihrer Vortragsreihe zur Reformation.

M.L.: Man hat den Reformierten schon immer vorgeworfen, „verkopft“ zu sein – im Gegensatz zu den Lutherischen. Der Bildungsauftrag wird tatsächlich in der reformierten Kirche traditionell besonders ernst genommen, und ich fühle mich dieser Tradition verpflichtet. Wir brauchen in unserer Gesellschaft dringend mehr Bildung und bessere Bildungschancen. Darüber wird viel geredet, aber Bildung wird nicht in dem Maß gefördert, wie es sein müsste. Selbstverständlich macht unser Bildungsauftrag nicht an der Gemeindegrenze halt. Ich habe immer gehasst, wirklich gehasst, wenn



der Ahmadiyya-Gemeinde in die Gemeinde Am Marktplatz?

M.L.: Ökumene wird gern auf evangelisch und katholisch verengt, und uns verbindet tatsächlich eine intensive Ökumene mit unseren katholischen Geschwistern von St. Josef. Ich habe das große Glück gehabt, dort Pfarrer zu erleben, die sehr offen waren – bei aller Verschiedenheit und bei aller Klarheit. Ich erinnere mich gern daran, wie Pfarrer Giebelmann bei seiner Verabschiedung sagte, er freue sich besonders über meine Anwesenheit, weil wir uns nie unsere Unterschiede schuldig geblieben seien – im Wissen, dass wir Geschwister sind.

Das ist aber nur ein Teil der Ökumene. Ökumene heißt „das gemeinsame Haus“, d. h. wir müssen die Welt als unser gemeinsames Haus begreifen. Im Johannes-Evangelium heißt es: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“. Eine Kirche, die sich etwa als



Kirche sich in sich selbst zurückzieht und sich nur für die eigene Klientel verantwortlich fühlt. Eine solche Kirche hat nach meiner Auffassung überhaupt keine Existenzberechtigung. Kirche ist, da nehme ich das neutestamentliche Zeugnis sehr ernst, zu den Menschen in die Welt gesandt: „Lasst euer Licht leuchten vor den Menschen“, sagt Jesus in der Bergpredigt. Und wo sind diese Menschen? Das sind nicht nur die Kirchenmitglieder, sondern Menschen sind überall, auch gerade jenseits von Kirche. Kirche und Gemeinde sind für mich das, was im antiken Griechenland „Agora“ hieß, ein „Marktplatz“, wo „Paräsia“, Redefreiheit, herrscht. Die Frage: „Was haben die hier zu suchen?“, gibt es nach meinem Kirchenverständnis in der Christengemeinde nicht. Und genauso umgekehrt: Pfarrer und Pfarrerin gehören auch, wie ich es immer gehalten habe, in die Öffentlichkeit, um in der Bürgergemeinde konstruktiv präsent zu sein.

H.F.: Was bedeutet für Sie Ökumene und in welchem Zusammenhang steht damit die Aufnahme der eritreischen, der chinesischen und

Nationalkirche einschränkt oder sich konfessionell abschottet oder eine Kirche, die sich gar rassistisch begründet, ist nicht Kirche. Kirche lebt in der versöhnten Vielfalt. Deshalb ist es mir ein wichtiges Anliegen, dass wir Menschen unterschiedlicher Kulturen, Weltanschauungen, Glaubensrichtungen und Konfessionen in der Kirche zusammenführen. Und so ist die eritreische Gemeinde bei uns willkommen, die Ahmadiyya-Gemeinde ist es genauso wie die Chinesen es sind. Das heißt nicht, dass wir naiv alle umarmen. Wer etwa Gewalt predigt, hat bei uns keinen Platz.

H.F.: Welche Schwerpunkte der Gemeindearbeit waren Ihnen besonders wichtig?

M.L.: Mir war besonders wichtig, dass die Gemeindearbeit nicht zuerst von persönlichen Neigungen bestimmt sein darf. Die Gemeinde ist keine Spielwiese für die Spezialitäten von Pfarrern. Für mich gilt zuallererst das Ordinationsversprechen, dass ich der Gemeinde gegeben habe. Es umfasst Verkündigung, Unterweisung und Seelsorge. Als

viertes kommt die Diakonie, der Dienst für Hilfebedürftige nah und fern, hinzu. Jeder Pfarrer/jede Pfarrerin gestaltet diese Versprechen anders aus. So bezieht sich die Unterweisung für mich nicht nur auf den Konfirmationsunterricht, sondern auch auf die Erwachsenenbildung.

H.F.: Was bedeutet Seelsorge für Sie?

M.L.: Offen zu sein für Menschen, die ein Anliegen haben, und zwar ohne Vorsortierung. Zuzuhören, ihnen Raum geben zu reden, ehrlich für sie da zu sein. Wenn man dann dahin kommt, dass man jemanden auch ein Stück begleiten, ihm Lebenshilfe geben kann, dann ist das eine Sternstunde. Durch Zuhören lädt man Menschen auch ein, wiederzukommen. Menschen mit persönlichen Problemen kommen allerdings heute seltener. Ich glaube, das hat damit zu tun, dass man Hilfe in persönlichen Krisen nicht mehr so sehr der Kirche zuschreibt, sondern sich eher an andere Berufsrichtungen wendet.

H.F.: Wie sehen Sie Ihre Aufgabe als Pfarrer in einer Gesellschaft, die stark säkularisiert ist und in der materielle Interessen eine so große Rolle spielen?



M.L.: Die Arbeit eines Pfarrers bietet eine gewisse Chance, den Menschen aufzuzeigen, dass es eine andere Dimension des Lebens gibt als die säkulare und aufs Materielle orientierte Weltsicht, auf die wir in unserer Gesellschaft eintrainiert werden – auch wenn ich mir oft wie ein einsamer Rufer auf der Kanzel vorkomme.

Der Theologe Karl Barth hat im Nachgang zur Philosophie Kierkegaards das Axiom entwickelt: „Von Gott reden, heißt, vom ganz Anderen ausgehen.“ Das hat mich schon als Schüler fasziniert und war eines meiner Motive, Theologie zu studieren. Gott als das ganz Andere und nicht etwa als Verlängerung unserer oft ichbezogenen materiellen Wünsche und Bedürfnisse. Auf das irdische Leben bezogen heißt das für mich, hinarbeiten auf eine Welt und Gesellschaft in Solidarität und Gerechtigkeit, in Rücksichtnahme und in Empathie oder Mitleiden. Dafür will ich mich einsetzen und dafür arbeite ich – wie viele andere Menschen auch – und dabei lasse ich mich von der immer größeren Kommerzialisierung

nicht abschrecken. Sich zurückzuziehen, wäre gänzlich falsch, dann hätten wir verloren.

H.F.: Sie positionieren sich auch über die Kirchengemeinde hinaus in der Stadt zugunsten von Menschen oder Menschlichkeit – etwa in der Bertha-Pappenheim-Initiative oder in der Flüchtlingshilfe. Wie ordnen Sie dieses Engagement in Ihre Arbeit als Pfarrer ein?

M.L.: Mein Einsatz in der Bertha-Pappenheim-Initiative und der Flüchtlingshilfe ist Ausdruck meines persönlichen Glaubens. Ein Christ, der Jesu Wort und Weisung als wesentlich ansieht, kann gar nicht anders: Gott hat uns in dieses Leben mit einem Auftrag geschickt. Von daher ist dieses Engagement für mich selbstverständlich und untrennbar vom Pfarrersein, aber auch vom Bürgersein. Wenn ich kein Pfarrer wäre, würde ich genauso handeln. Zum Streben nach einer Welt in Gerechtigkeit gehört auch das Gedenken an Ungerechtigkeit und Tyrannei in unserer Vergangenheit – an das, was dabei mit Menschen geschehen ist.

Wir können aus unserer Geschichte nicht aussteigen. „Die Väter haben saure Trauben gegessen und den Enkeln werden die Zähne stumpf“, sagt der Prophet Jeremia.



H.F.: Was haben Sie der Gemeinde gegeben? Was hat die Gemeinde Ihnen gegeben?

M.L.: Was ich der Gemeinde gegeben habe, müssen andere beantworten. Die Gemeinde hat mir sehr viel gegeben: unvergessliche Begegnungen mit so vielen Menschen, die mir gezeigt haben, wie reich Leben sein kann, einen Schatz an Erfahrungen, ein Stück Heimat, das Gefühl, in vielem getragen zu sein.

H.F.: Wie würden Sie Ihre Frau und sich als Team in der Gemeindegemeinschaft beschreiben?

M.L.: Ohne unsere Gemeinschaft hätte ich die vielen Aktivitäten in der Gemeinde und darüber hinaus so nicht leisten können. Meine Frau Jutta hat mir immer das Gefühl vermittelt, dass sinnvoll ist, was ich tue, und mich in Krisen aufgefangen. Wenn ich z. B. aus einer schwierigen Situation nach Hause gekommen bin, haben wir im Pfarrhaus oft gemeinsam auf der Treppe zum ersten Stock gesessen. Wir konnten über alles reden, ohne dass ich Seelsorgerisches preisgegeben hätte. Die Treppe hat deshalb für uns eine hohe

symbolische Bedeutung. Diese Unterstützung kann ich gar nicht hoch genug einschätzen. Dann die stets liebevolle, offene, aber eben auch kritische Rückmeldung auf die Gottesdienste und meine Predigten, auf die Planung von Vortragsreihen oder auch des Konfirmationsunterrichts. Ich habe dabei viel von der Religionspädagogin gelernt – z. B. für meinen Predigtstil. Gerade in den ersten Jahren bin ich manchmal von einem Gottesdienst gekommen, beglückt über die gelungene theologische Entwicklung des Themas, und dann kam die Reaktion meiner Frau: Gut durchdacht, aber es haben die „Inseln“ gefehlt, an denen die Menschen festmachen konnten, was die Predigt mit ihrem Leben zu tun hat. Außerdem war meine Frau sehr oft meine Fahrerin, denn ich habe nie einen Führerschein gemacht.

H.F.: Was wird? Welche Pläne haben Sie?

M.L.: Es gibt einige private Forschungsprojekte, für die ich bisher wenig Zeit hatte, die mir aber sehr am Herzen liegen. So will ich mich intensiv weiter mit Richard Wagner beschäftigen, und zwar mit seinem Erlösungsbegriff. Vom Frühwerk „Die Feen“ bis zu seinem späten musikedramatischen Werk „Parsifal“ geht es bei Wagner, übrigens wie in der Theologie, immer um Erlösung. Das würde ich gern weiter studieren, auch wie das Thema in Inszenierungen aufgenommen wird. Außerdem will ich unserer Familiengeschichte nachforschen. In diesem Zusammenhang möchte ich zur Geschichte der Jüdischen Gemeinde in Glauberg recherchieren. Meine Großmutter mütterlicherseits stammte aus Glauberg. Und nicht zuletzt möchte ich mehr über

den Weg meines Vaters während des Dritten Reichs erfahren. Er hat wenig davon erzählt, seine klare Botschaft nach Kriegsende war: „Nehmt niemals eine Waffe in die Hand.“ Er selbst war aber Oberst im Generalstab des Oberkommandos des Heeres (OKH) und Teil der höheren Heeresjustiz. Ich will mehr darüber wissen, wie das zusammenpasst, war er doch auch ein enger Freund von Generalrichter Dr. Karl Sack, der als einer der Hauptverursacher des 20. Juli 1944 hingerichtet wurde. Zumal dieser Mann, begleitet von meiner lieben Mutter, mir ein wunderbarer Vater war, der mich stark geprägt hat.

H.F.: Was wünschen Sie der Gemeinde für die Zukunft?

M.L.: Dass sie »blüh' und wachs'«, sage ich dazu mit Hans Sachs aus den „Meistersingern“. Und dass sie ihr wertvolles reformiertes Erbe nicht verspielt und ein bisschen anders bleibt – anders als der Mainstream, der heute leider weitgehend in der Kirche angesagt ist.

Fotos: Ulrich Fogel